

risch vorgeprägtem Material, von assoziationsintensiven Intonationen, von konventionellen Genrebezügen oder Modellzitate, poetischen wie optischen Anregungen ausgeht, um das Geförnte zu motivieren und dem Hörer konstruktive Anhaltspunkte zu vermitteln."

Zu seinem im Dezember 1983 vollendeten neuen Orchesterwerk „Dona nobis pacem“, das heute uraufgeführt wird, äußerte Friedrich Schenker: Der Auftrag, für Dresden und die Dresdner Philharmonie, das Orchester, mit dem mein aufregender Beginn als Sinfoniker stattfand, aus einem so schmerzlichen Anlaß, aber auch als Menetekel, eine Musik zu schreiben, ist mir zu erfüllen nicht leicht gefallen.

Das Thema „Dona nobis pacem“ hatte aber schon eine Kammermusik, ein Duo für Oboe und Violoncello erbracht – mir schien es angebracht und gerechtfertigt (wenn ich an Gepflogenheiten von Malern und Grafikern denke), diese Komposition in ein größeres Format, in eine sinfonische Version auszuweiten.

Der Schluß meiner Orchesterkomposition mit dem Titel „Dona nobis pacem“, nicht das „Gott-schenke-uns-Frieden“, sondern „Der-Mensch-schenke-sich-Frieden“, läßt zwei Choräle erscheinen, die im Zusammenhang mit dem Anlaß der Komposition – Dresden, herausfordernd wirken, überdenkt man auch deren Texte: „Vom Himmel hoch, da komm ich her“, was ist 1945 von da gekommen, was könnte 1985 ...?, oder der andere „Es ist genug! – Herr, wenn es Dir gefällt, so spann mich doch aus“, das ist doch in sehr verschiedene Richtungen deutbar?! Noch eine Reihe anderer Zeichen, belastet mit ihrem unverwechselbaren Dokumentarcharakter aus einer „Zeit, läßt-sie-nie-wieder-kommen!“ sind wohl unüberhörbar. Auch Mozart, auf seinen kleinen Kanon „Dona nobis pacem“ wird angespielt, und Hölderlin hatten ihre Probleme mit dem Frieden damals. Aus Hölderlins Ode „Der Frieden“ (ein Motto, das mir erst nach der Komposition zufiel) einige Zitate als Beigabe zur Konzeption einer Musik, die aus subjektivster Betroffenheit entstanden ist:

*Wie wenn die alten Wasser in andern Zorn,  
In schrecklichern, verwandelt wieder  
Kämen, zu reinigen, da es not war,*

*So gährt' und wuchs und wogte von Jahr  
zu Jahr  
Rastlos und überschwemmte das bange Land  
Die unerhörte Schlacht, daß weit hüllt  
Dunkel und Blässe das Haupt der Menschen ...*

*Zu lang, zu lang schon treten die Sterblichen  
Sich gern aufs Haupt und zanken um  
Herrschaft sich,  
Den Nachbar fürchtend, und es hat auf  
Eigenem Baden der Mann nicht Segen ...*

*Komm du nun, du der heiligen Musen  
Alt und der Gestirne Liebling,  
Verjüngender ersehnter Friede, komm und  
[ gib ein  
Bleiben im Leben, ein Herz uns wieder.*

Aber auch meine Zweifel an Hölderlins idealistischem Schluß möchte ich nicht verschweigen:

*So steht und lächelt Helios über uns  
Und einsam ist der Göttliche, Frohe nie,  
Denn ewig (?) wohnen sie, des Athers  
Blühende Sterne, die Heiligfreien.*

(\* Fragezeichen vom Komponisten)

„Offenbar ist das Bestreben der besten Dichter und ästhetischen Schriftsteller aller Nationen schon seit geraumer Zeit auf das allgemein Menschliche gerichtet ... Überall hört und liest man von dem Vorschreiten des Menschengeschlechts, von den weiteren Aussichten der Welt- und Menschenverhältnisse. Wie es auch im ganzen damit beschaffen sein mag, welches zu untersuchen und näher zu bestimmen nicht meines Amtes ist, will ich doch von meiner Seite meine Freunde aufmerksam machen, daß ich überzeugt sei, es bilde sich eine allgemeine Weltliteratur, worin uns Deutschen eine ehrenvolle Rolle vorbehalten ist.“ Diese Worte schrieb Johann Wolfgang von Goethe 1827, im Sterbejahr Ludwig van Beethovens.

eräbrigt sich zweifellos nachzuweisen, wie anfällig gerade der Weimarer Klassiker diese „ehrenvolle Rolle“ erfüllt hat. Aber „Weltliteratur“ ist nicht nur literarisch zu begreifen, sondern auch im musikalisch-musikhistorischen Sinne. Beethoven, der große Wiener Klassiker, schrieb kurz vor der Vollendung der Neunten Sinfonie, im April 1823: „... so hoffe ich endlich zu schreiben, was mir und der Kunst das Höchste ist – Faust“.

In der Tat: Kaum ist das eindeutiger zu charakterisieren, was man den deutschen Beitrag zur Weltliteratur schlechthin nennen möchte, als mit dem Hinweis auf Goethes „Faust“ und Beethovens „Neunte“. Zwei Ebenbürtige schufen im Bestreben der „Besten“ weltumspannende Botschaften, die einzigartigsten Dokumente wohl aus der deutschen klassischen Kulturperiode. Hat Goethe in seinem „Faust“, der ihn fast 60 Jahre beschäftigt hat, seine und seiner ganzen Epoche Weltanschauung niedergelegt, so ist auch Beethovens „Neunte“ Ausdruck seiner „Weisheit und Philosophie“, seine weltanschaulich-künstlerische Offenbarung.

Wie Goethe hat Beethoven jahrelang um die endgültige Gestaltung seines größten Werkes gekümmert. Bereits der 23jährige Komponist lag sich 1793 mit dem Plan, Schillers Ode „An die Freude“ zu komponieren, ohne daß er dabei an das Chorfinale einer Sinfonie gedacht hätte. In einem Skizzenbuch aus dem Jahre 1798 findet sich ein Entwurf für die Textworte „... muß ein lieber Vater wohnen“. Etwas später vertonte Beethoven das Goethe-Gedicht „Kleine Blumen, kleine Blätter“ auf eine Melodie, die im wesentlichen schon das „Freudenthema“ der neunten Sinfonie vorwegnahm. 1812 bestand die Absicht, eine Festouvertüre mit Chorgesang über Schillers Freuden-Ode zu schaffen. Die ersten Skizzen zur

neunten Sinfonie stammen aus dem Jahre 1817. Aus dem Jahre darauf informiert eine Tagebucheintragung über den Plan einer Sinfonie mit charischem Finale. Erst 1822 begann die berühmte Melodie auf die Textworte „Freude, schöner Götterfunken, Tochter aus Elysium“ endgültige Gestalt anzunehmen. Langsam reifte nun auch die Chor-Lösung des Finales, das – im Februar 1824 vollendet – schließlich den monumentalen Bau der Sinfonie krönte, einer Sinfonie „auf die Art“ wie schon Beethovens Klavierfantasie mit Chor, „jedoch weit größer gehalten als selbe“. Beethovens Ringen um die neunte Sinfonie erklärt auch die sinfonielose, elfjährige Pause, die dem Abschluß der achten Sinfonie im Herbst 1812 folgte.

Doch zurück zur Werkgeschichte: im Grunde nämlich vereinigte die „Neunte“ auch noch den Plan einer zehnten Sinfonie, von der bereits Skizzen vorlagen. Das Finale hatte sich Beethoven ursprünglich rein instrumental vorgestellt. Das dafür vorgesehene Thema findet sich im a-Moll-Streichquartett op. 132, auch an eine Fuge über das variierte Thema vom zweiten Satz war gedacht. Man sieht also, daß die Idee der neunten Sinfonie für ihren Schöpfer nicht von vornherein feststand, sondern daß sie erst während der geistigen und formalen Auseinandersetzungen reifte und Gestalt annahm. Da Worte die Aussage der Musik konkretisieren, ist diese Idee der „Neunten“ untrennbar mit den Schillerschen Versen verbunden, deren Auswahl wiederum bezeichnendes Licht auf die Persönlichkeit des Komponisten, auf dessen humanistische, ethische und religiöse Anschauungen wirft.

Die sinfonische Gestaltung des Chorfinales, die Verbindung der vorausgehenden drei instrumentalen Sätze mit dem abschließenden Vokalteil war ein mühevoller Prozeß. Das Rezitativ sollte ursprünglich mit den Textworten „Heute ist ein feierlicher Tag ... dieser sei gefeiert mit Gesang“ beginnen. Dann dachte Beethoven an die Worte: „Laßt uns das Lied des unsterblichen Schiller singen!“ Endlich wurde die textliche Lösung des Baß-Solos gefunden: „O Freunde; nicht diese Töne, sondern laßt uns angenehmere anstimmen und freudenvollere“.

Als Beethoven die „Neunte“ vollendet hatte, herrschte in Österreich, naturgemäß besonders stark in Wien, noch immer die bedrückende politische Atmosphäre, der „verzweiflungsvolle Zustand“ nach dem Wiener Kongreß. Seit der achten Sinfonie waren für Beethoven elf Jahre bitterer Enttäuschung persön-

